

ANFÄNGE

herausgegeben von

AAGE A. HANSEN-LÖVE
INKA MÜLDER-BACH

Inka Mülder-Bach · Michael Ott (Hg.)

WAS DER FALL IST

Casus und lapsus

Wilhelm Fink

JOHANNES F. LEHMANN

Was der Fall war:

Zum Verhältnis von Fallgeschichte und Vorgeschichte am Beispiel von Lenz' Erzählung *Zerbin*

Fälle sind das, was auffällt. Als solche bilden sie Welt- bzw. Wirklichkeitsausschnitte. *Fallgeschichten* schneiden durch Selektion und kausale sowie narrative Verknüpfung einen Ausschnitt aus der Wirklichkeit, aus dem Geschehen, aus und präsentieren das so Ausgeschnittene als Fall bzw. als Geschichte des Falls. Die Selektion und die Verknüpfung des Geschehens zur Fallgeschichte fungiert dabei im Luhmannschen Sinne als Beobachter, der nach bestimmten Kriterien Unterscheidungen trifft und entscheidet, was zur Fallgeschichte gehört und was nicht. So erzeugt der Beobachter namens Fallgeschichte einen Rahmen, der den Fall als das Auffallende von der Welt, in der er vorfällt, abtrennt und isoliert.

Damit etwas als Fall auffallen kann, muss das Nicht-Normale und Auffällige des Ereignisses zugleich der Normalität eines Typs von Auffälligkeit entsprechen, es muss gleichsam ein Beobachtungsraster geben, das das Ereignis (den Einzelfall) einem Typ von Fällen zuordnet. Was als Fall auffällt, ist immer singulär und seriell zugleich. Ein Ereignis als Fall gibt es nur als das Paradox einer nicht-normalen Normalität. Dem spektakulären Fall steht so der Normalfall zur Seite und gegenüber. Ein Fall ist, so könnte man versuchsweise definieren, ein Ereignis, das im Hinblick auf lehrhafte bzw. im weitesten Sinne wissens- oder theoriebildende Anschlusskommunikation *als Fall* in eine Reihe weiterer Fälle eingefügt wird. Ich möchte im Folgenden zunächst in systematischer Perspektive nach den Möglichkeiten jener Anschlusskommunikation fragen, um derentwillen Fälle geformt und Fallgeschichten erzählt werden.

Man kann, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, mindestens vier verschiedene Fragen unterscheiden, auf die das Erzählen einer Fallgeschichte antworten soll. Man kann erstens eine Fallgeschichte im Hinblick auf die Beziehung des Falls auf eine Norm oder ein Klassifikationssystem erzählen. Das wäre der Kasus. In diesem Sinne beschreibt André Jolles in seinem Buch über die *Einfachen Formen* die „Geistestätigkeit“ des Kasus als Überprüfung der Norm an einer höheren Norm.¹ Der Kasus ist demnach eine Fallgeschichte, die selbst in einem Verhältnis zur Frage steht, nämlich zur Frage, nach welcher Norm das erzählte Handeln zu beurteilen ist. Man kann zweitens Fallgeschichten erzählen im Hinblick auf die Frage nach der möglichen oder angemessenen therapeutischen, pädagogischen oder medizini-

¹ André Jolles: *Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabilie, Märchen, Witz*, Tübingen⁶1982, S. 179: „In der Geistesbeschäftigung, die sich die Welt als ein nach Normen Beurteilbares und Wertbares vorstellt, werden nicht nur Handlungen an Normen gemessen, sondern darüber hinaus wird Norm gegen Norm steigend gewertet.“

schen Intervention. Also im Hinblick auf die Regulation des Falles durch Handlungen. In diesem Sinne etwa erzählt Freud in seinen Hysteriestudien Krankengeschichten, um seine Behandlungstechnik zu begründen. Drittens kann man Fallgeschichten erzählen im Hinblick auf eine zu stellende Prognose. Wenn etwa durch ein forensisches Gutachten zu entscheiden ist, wie wahrscheinlich der Rückfall eines Verbrechers ist. Viertens schließlich können Fallgeschichten in genetischer Perspektive erzählt werden: als Antwort auf die Frage nach den Entstehungsgründen des Falls, als Antwort auf die Frage, wie und warum der Fall in der Welt überhaupt möglich war.

Wechselt man von der systematischen zur historischen Perspektive, so ergibt sich der Befund, dass für die Fallgeschichten, wie sie seit Ende des 18. Jahrhunderts Konjunktur haben, insbesondere die vierte der eben genannten Funktionen zentral ist. Nicht alle Fallgeschichten, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts gesammelt und erzählt werden, entfalten die genetische Perspektive, aber die Entdeckung dieser Perspektive bildet den entscheidenden Katalysator für die Konjunktur der Gattung Fallgeschichte um 1800. In den vielen Fallgeschichten, wie sie im Zuge der sich etablierenden Erfahrungsseelenkunde und der Kriminalpsychologie Ende des 18. Jahrhunderts erzählt werden und hier so etwas wie die „Basisgattung der modernen Humanwissenschaften“² bilden, geht es um die Frage nach den Möglichkeitsbedingungen des Falls in der Wirklichkeit. Und deshalb sind diese Fallgeschichten, seien es literarische oder nicht-literarische, strukturell auf die Frage nach dem Anfang des Falls bezogen. Wann und warum hat alles angefangen? Diese Frage wiederum führt zum Begriff der ‚Vorgeschichte‘. Wenn man nach dem Anfang einer Fallgeschichte fragt und hierbei zeitlich immer weiter zurückgeht, fragt man zugleich nach der Vorgeschichte des Falls.

Das möchte ich im Folgenden in drei Schritten entfalten: Erstens geht es um den Zusammenhang von Fallgeschichte, Wirklichkeitsbezug und Anfang. Zweitens werde ich an Hand eines konkreten Beispiels, nämlich Lenz' Erzählung *Zerbin* zu zeigen versuchen, wie aus dem Bezug der Fallgeschichte auf ihren Anfang ein Bezug auf die Vorgeschichte wird. Und drittens schließlich möchte ich kurz die narrative Logik der Vorgeschichte entfalten, die dann als Erbe der Fallgeschichten die Novelistik des 19. Jahrhunderts mit prägen wird. Dies werde ich kurz anhand zweier Novellen des 19. Jahrhunderts verdeutlichen.

I. Der wirkliche Fall und die Frage nach dem Anfang

Die Fallgeschichten, wie sie seit Ende des 18. Jahrhunderts in verschiedenen Wissensfeldern und als Schnittmenge wissenschaftlicher, anthropologischer und literarischer Einzelfalldarstellungen Konjunktur haben, suspendieren den unmittelbaren

² Vgl. den Aufsatz von Nicolas Pethes: „Totengespräche. Zur Konstitution von Fällen zwischen Individuum und Gattung, Ereignis und Medium, Spektakel und Norm“, im vorliegenden Band S. 57-71, hier S. 57.

Bezug auf die Norm und fragen kausal-genetisch nach der Möglichkeit des Falles in der Wirklichkeit. Hier geht es also nicht, wie beim Kasus, darum, den Fall (als ein konstruiertes Geschehen) auf die Norm, auf ein Gesetz oder auf eine Klassifikationsregel zu beziehen, sondern darum zu fragen, wie, warum und wodurch der Fall (als das, was *wirklich* geschehen ist und als Fall auffällig geworden ist) in der Welt möglich war. Wie hängt das Sichtbare des Falls mit den unsichtbaren Kausalverknüpfungen, die die ‚Welt‘ bilden, zusammen? Wie genau ist der Übergang vom Unauffälligen zum Auffälligen, vom Normalen zum Nicht-Normalen des Falls zu beschreiben? Johann Jakob Engel bindet in seinem Text „Über Handlung, Gespräch und Erzählung“ von 1774 den Begriff der Erzählung selbst an das kausalgenetische Darstellungsprinzip, das heißt an das Ziel, „die Sachen“ so vorzustellen, „wie sie werden, wie sie sich aus den vorhergehenden Zuständen entwickeln.“³ Dabei geht es darum, das narrative Material einerseits zu vervielfachen, andererseits es kausal-genetisch zu verknüpfen. Die so erzählten Fallgeschichten tendieren daher zur Biographie, zur Lebensgeschichte. Engel fordert entsprechend, dass etwa die Geschichte Cromwells als die „ganze Geschichte seines Lebens“⁴ erzählt werden soll, damit man überhaupt begreift, wie „denn nun eigentlich der unbedeutende Edelmann zu einer so großen Herrschaft gediehen sei.“⁵

Biographien schreibt man am besten von wirklichen Menschen. Das ist der Kern einer parallelen Argumentation von August Gottlieb Meißner. Meißner, Jurist, Professor für Ästhetik und Autor von auflagenstarken Kriminalerzählungen des späten 18. Jahrhunderts, fordert in seinen 1778 erschienenen *Skizzen* „die gelehrt Welt“ auf, sich endlich mit dem empirischen Menschen zu beschäftigen und von aktenkundig gewordenen Verbrechern „Biograph zu werden.“⁶ Das gilt dann auch für den Roman: Der Begründer der empirischen Psychologie, der sogenannten „Erfahrungsseelenkunde“, Karl Philipp Moritz, schreibt über seinen autobiographischen Roman *Anton Reiser*: „Dieser psychologische Roman könnte auch allenfalls eine Biographie genannt werden, weil die Beobachtungen größtentheils aus dem wirklichen Leben genommen sind.“⁷

Die Wirklichkeit des Falles wird somit zu einem zentralen Argument, da die Frage danach, wie der Fall in der Wirklichkeit überhaupt möglich war, nur bei wirklichen Fällen sinnvoll ist.⁸ Entsprechend stellen auch die Programmatiken

3 Johann Jakob Engel: „Ueber Handlung, Gespräch und Erzählung“, in: *Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste*, Sechzehnten Bandes zweytes Stück, Leipzig 1774, S. 177-256, hier S. 186.

4 Ebd., S. 188.

5 Ebd., S. 185.

6 A[ugust] G[ottlieb] Meißner: *Skizzen. Erste Sammlung*, Leipzig 1778, S. 95-97.

7 Karl Philipp Moritz: *Anton Reiser. Ein psychologischer Roman* [1785-1790], in: Ders.: *Werke in zwei Bänden*, hg. v. Heide Hollmer und Albert Meier, Band 1: Dichtungen und Schriften zur Erfahrungsseelenkunde, Frankfurt/M. 1999, S. 85-518, hier S. 86.

8 Der Begriff des Falls, den Lessing in seiner „Abhandlung über die Fabel“ als literaturtheoretischen Begriff „von weitem Umfang“ explizit einführt, enthält bereits als zentrales Element die Wirklichkeit, allerdings hier noch die vorgestellte Wirklichkeit: „Der *einzelne Fall*, aus welchem die Fabel besteht, muß als wirklich vorgestellt werden. Begnügen ich mich an der Möglichkeit desselben,

literarischer Fallgeschichten, wie sie seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts bei Lenz, Meißner, Schiller, Moritz, Abel, Wetzels, Spieß u.a. Konjunktur haben, auf Wirklichkeitsrekurrenz um. Meißner, dem Schiller später fast wörtlich folgt, fordert die Schriftsteller auf, die Gerichtsakten mit ihren wirklichen Fällen als Stoffquellen zu nutzen.⁹ Nicht mehr die Stoffe aus der Antike oder der Renaissance interessieren, sondern die, wie Lenz formuliert, „furchtbaren Geschichten [...] so wie sie wirklich geschehen, und wie ich deren hundert weiß“.¹⁰ Heinrich Leopold Wagner, Übersetzer von Merciers Kultbuch der Sturm und Drang-Generation *Neuer Versuch über die Schauspielkunst*, feiert in diesem Sinne die Fallgeschichten des Pitaval, der sogenannten *Causes Célèbres*, einer Sammlung realer Gerichtsfälle; Wagner schreibt in einer Fußnote:

Das Siegel der Wahrheit, welches diesen sonderbaren, außerordentlichen, und noch frischen Begebenheiten eingeprägt ist, zwang meine Seele weit mehr Antheil daran zu nehmen, als ich jemals an den glänzendsten Erdichtungen der größten Poeten und der besten Romanschreiber genommen habe [...]. Jeden Augenblick sage ich zu mir selbst: ‚Wie! Das ist vorgefallen! An der Wirklichkeit der erzählten Sachen darf ich nicht zweifeln. Die Beweise davon hab ich hier alle vor mir. Ich gehe Ihnen Schritt vor Schritt nach; sie sind unglaublicher als die Erzählungen eines Romans, und dies ist doch kein Roman!“¹¹

Die Rekurrenz auf die Wirklichkeit der Fälle bzw. die Behauptung dieser Wirklichkeitsreferenz findet sich dann auch bei fiktiven Fallgeschichten allenthalben: Wenn etwa die Kriminalgeschichten von Christian Heinrich Spieß als „voller Abentheuer und Wunder und doch streng der Wahrheit getreu“¹² annonciert werden. Oder wenn die Geschichte *Mariane L-* aus dieser Sammlung, ähnlich wie Schillers *Verbrecher aus verlorener Ehre*, den Untertitel „Eine wahre Geschichte“ trägt, hier sogar noch ergänzt um die Jahresangabe „vom Jahre 1788“¹³. Oder wenn Meißner in seinen Titeln Paradoxa formuliert, wie etwa *Blutschänder, Feueranleger und Mörder zugleich, den Gesetzen nach, und doch ein Jüngling von edler Seele*, und hier, wie an-

so ist es ein *Beispiel*, eine *Parabel*.“ Allerdings geht es bei Lessing nicht um empirische Faktizität, sondern um die Konkretion als Modus der Darstellung. Gotthold Ephraim Lessing: „Abhandlung über die Fabel“, in: Ders.: *Werke und Briefe in zwölf Bänden*, hg. v. Wilfried Barner, Band 4: *Werke 1758-1759*, hg. v. Gunter E. Grimm, Frankfurt/M 1997, S. 370.

9 Meißner, *Skizzen* (Anm. 6), S. 95. Bei Schiller heißt es: „In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Kapitel untrichtender für Herz und Geist als die Annalen seiner Verirrungen.“ Vgl. Friedrich Schiller: *Der Verbrecher aus verlorener Ehre*, in: Ders.: *Sämtliche Werke*, hg. v. Gerhard Fricke/Herbert G. Göpfert, 5. Band: Erzählungen, Theoretische Schriften, Darmstadt 1993, S. 13-35, hier S. 13.

10 Jakob Michael Reinold Lenz: „Verteidigung des Herrn W. gegen die Wolken von dem Verfasser der Wolken“, in: Ders.: *Werke und Briefe*, Bd. 2: Prosa, hg. v. Sigrid Damm, Frankfurt/M., Leipzig 1992, S. 713-736, hier S. 733.

11 [Mercier-Wagner]: *Neuer Versuch über die Schauspielkunst*. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1776, Heidelberg 1967, S. 205f.

12 Christian Heinrich Spieß: Kriminalgeschichten voller Abentheuer und Wunder und doch streng der Wahrheit getreu, Hamburg und Mainz 1801.

13 Ebd., S. 94.

dernorts, eigens darauf hinweist, dass die Geschichte keine Erfindung sei, sondern ihm als Wirklichkeitsbeobachtung mitgeteilt worden sei.¹⁴ Die Authentizitätsbehauptungen haben die Funktion, die Frage nach den Möglichkeitsbedingungen des Falls zu plausibilisieren.

Derlei wirkliche Geschichten können dann daraufhin befragt werden, wie möglich werden konnte, was der Fall war. Die Funktion solcher Erzählungen ist damit die kausalgenetische Ärachäologie des in der Wirklichkeit möglich Gewesenen und – vor diesem Hintergrund – neben der Unterhaltung die Warnung: Spieß konzediert sich in der Vorrede gleich selbst den Dank, den er dafür verdient habe, dass er die Leser „vor der nahen Gefahr warnt.“¹⁵ Bei Lenz heißt es in *Zerbin*:

Folgende Erzählung, die aus dem Nachlaß eines Magisters der Philosophie in Leipzig gezogen ist, wird, hoffe ich, auf der großen Karte menschlicher Schicksale verschiedene neue Wege entdecken, für welche zu warnen noch keinem unserer Reisebeschreiber eingefallen ist, ob schon unser Held nicht der erste Schiffbrüchige darauf gewesen.¹⁶

Die Fallgeschichten erzählen auf der Grenze zwischen Welt und Fall, zwischen Normalität und Abweichung. Sie besetzen jene Beobachterfunktion, die zwischen Welt und Fall unterscheidet, zugleich aber auf die gefährliche Übergängigkeit zwischen beiden verweist.

Die Frage nach der Möglichkeit des Falls in der Wirklichkeit heißt für die narrative Struktur der Erzählung von Fallgeschichten, dass sie immer auch um die Frage des Anfangs kreisen. Denn es geht nicht nur darum zu beschreiben, was der Fall war (im Sinne dessen, was geschehen ist), sondern darum zu erklären, was der *Fall*, was der *lapsus* war, der als Anfang bzw. als Sündenfall gewertet werden kann. Die Fallgeschichte fragt nach dem, wie es bei Engel heißt, „ersten Saame der künftigen Veränderungen“.¹⁷ Immanuel David Mauchart macht in seinem *Repertorium für empirische Psychologie* den Anfang explizit zum Kern der Fallgeschichte, denn man solle

nicht blos die Geschichte des Verbrechens, sondern die Geschichte des Verbrechers darlegen, und dadurch der Untersuchung den Weg bahnen, wo der erste Keim des Lasters oder des Verbrechens, zu dem der Unglückliche reifte, aufzusuchen ist, und in

14 Das tut er auch an anderen Stellen, etwa in: ders.: „Mörder seiner Verlobten und Räuber! dann eine Zeitlang redlicher Mann; seltsam entdeckt, noch seltsamer sich selbst angebend“, in: ders.: *Kriminalgeschichten*, Wien 1796, S. 316. Zu den Authentizitätsbehauptungen siehe auch Julia Schreiner: *Jenseits vom Glück. Suizid, Melancholie und Hypochondrie in deutschsprachigen Texten des späten 18. Jahrhunderts*, München 2003, S. 234.

15 Christian Heinrich Spieß: *Biographien der Wahnsinnigen*. Erstes Bändchen, Leipzig 1796, Vorrede, V. Dann heißt es: „Wie herrlich, wie erhaben würde ich mich belohnt dünken, wenn meine Erzählungen das leichtgläubige Mädchen, den unvorsichtigen Jüngling an der Ausführung eines kühnen Plans hinderten, der ihnen einst den Verstand rauben könnte.“ Ebd., V/VI.

16 Jakob Michael Reinhold Lenz: *Zerbin oder die neuere Philosophie*, in: Ders.: *Werke und Briefe in drei Bänden*, hg. v. Sigrid Damm, Band 2: Prosa, Frankfurt/M. und Leipzig 1992, S. 354-379, hier S. 354.

17 Engel, „Ueber Handlung“ (Anm. 3), S. 192.

der erste Jugendgeschichte desselben oder in dem Nachrichte von seiner Erziehung häufig ihn finden lassen.¹⁸

In Lenz' Erzählung *Zerbin oder die neuere Philosophie* gibt es sogar gleich drei verschiedene Anfangsbehauptungen im Text, die jeweils erklären sollen, wie es zum Sündenfall kam, der hier ganz buchstäblich als die uneheliche Zeugung eines Kindes zu verstehen ist, mit der Folge, dass die Mutter des Kindes als Kindsmörderin hingerichtet wird und Zerbin, der Vater, sich umbringt. So wie der Text eine kausale Beziehung zwischen dem als Sündenfall erzählten Sexualakt und dem katastrophalen Ende herstellt, fragt er zugleich nach den Bedingungen und der Vorgeschichte dieses Sündenfalls, wobei, wie erwähnt, drei verschiedene Anfänge gesetzt werden.

II. Anfänge und Vorgeschichte des Falls in Lenz' Zerbin

Die Geschichte beginnt mit der Schilderung von Zerbins Vater, einem skrupellosen Wucherer, der Zerbin in sein unmoralisches Geschäft hineinziehen will. Zerbin aber leistet mit seiner Tugend und seinem Autonomiewillen Widerstand und geht, letztlich um den Verführungen des Vaters nicht doch zu erliegen, ohne väterliches Geld von Berlin nach Leipzig, um sich hier selbstständig empor zu bringen, um am Ende das vom Vater angerichtete Unheil wieder gut zu machen. Zerbin wird vom Erzähler dabei als ein besonders tugendhafter, aber auch stolzer Charakter eingeführt, und eben an diese charakterliche Disposition knüpft der Erzähler seine erste Anfangshypothese in Form einer psychologischen Begründung: „Es [sein Herz, J.L.] hielt es des Menschen für unwürdig, den Umständen nachzugeben und diese edle Gesinnung (ich kenne bei einen Neuling im Leben keine edlere) war die Quelle aller seiner nachmaligen Unglücksfälle.“¹⁹ Verknüpft ist diese These mit einer ambivalenten Wertung, ob man nämlich die „Gradheit des Herzens“, die sich hier äußert, nicht „lieber Stolz nennen“ sollte.²⁰ Diese erste Theorie ist demnach bezogen auf den Anfang des eigenständigen Lebens, auf das Neulingsein im Leben in Abgrenzung zur Herkunft; allerdings bleibt dieser Autonomiewille auf den Vater bezogen, geplant ist von Anfang an eine triumphale, den Vater gleichsam widerlegende Rückkehr:

Sich selbst alles zu danken zu haben, war nun sein Plan, sein großer Gedanke, das Luftschloß aller seiner Wünsche. Und weil er von jeher außerordentliche Handlungen in den Zeitungen mit einem Enthusiasmus gelesen, der *alle andere Begierden in ihm* zum Schweigen brachte, so war sein fester Gesichtspunkt, den ihm nichts auf der Welt verrücken konnte, nun, unter einem fremden Namen, sich bloß durch seine

¹⁸ Immanuel David Mauchart: Allgemeines Repertorium für empirische Psychologie und verwandte Wissenschaften, 5 Bde. Nürnberg 1792-1799, Bd. 1, S. 198f.

¹⁹ Lenz, *Zerbin* (Anm. 16), S. 355.

²⁰ Ebd.

eigene Kräfte emporzubringen, sodann als ein gemachter Mann zu seinem Vater zurückzukehren und ihn, zur Ersetzung des von ihm angerichteten Schadens, zu außerordentlichen Handlungen der Wohltätigkeit zu bewegen, oder wenigstens nach seinem Tode seine Erbschaft dazu zu verwenden, um auch von sich in den Zeitungen reden zu machen.²¹

Bereits hier ist das Autonomieziel nicht nur auf die Welt und die Zeitungen bezogen, sondern zugleich ist die Rede von „andere[n] Begierden“, die vom Stolz und vom Ehrgeiz zum Schweigen gebracht werden, die sich im weiteren Verlauf aber dem moralisch-stolzen Ichprojekt entgegenstellen werden.

Die zweite Anfangshypothese des Textes ist dann auch mit diesen anderen Begierden verknüpft. Zerbin ist zunächst erfolgreich, arbeitet als Informator in Leipzig und hält als Magister der Mathematik Privatkollegien über die Kriegsbaukunst. Außerdem wird er Mentor des Grafen Altheim, was ihm ebenfalls Einkünfte bringt. Über Altheim lernt er Renate, die kokette Schwester eines reichen Bankiers, kennen und verliebt sich in sie, denn, so heißt im Text: „er hatte andere Wünsche, andere Begierden, die auch befriedigt sein wollten.“²² Renate aber benutzt Zerbin nur als Köder, um den Grafen Altheim eifersüchtig und verliebt zu machen. Der unerfahrene Zerbin wird das „Schlachtopfer dieses weiblichen Alexandergeistes“;²³ er ist ihren Verführungsintrigen und seinen Liebeswünschen sowie seinen Idealisierungen der Frauen so sehr ausgeliefert, dass er aufgrund der Qualen seines Liebesleids nicht mehr rechnen kann und eine Kur vortäuschen muss, um sich vor seinen Schülern nicht lächerlich zu machen. Als er endlich erkennt, dass sie nur mit ihm gespielt hat, setzt der Erzähler den zweiten Anfangspunkt, und nun tatsächlich explizit zeitlich: „Itzt nahm sein Schicksal eine tragischere Wendung.“²⁴ Dieses „Jetzt“ meint also Zerbins Desillusionierung und Demütigung durch die Zurückweisung seitens Renate. Den Beginn einer tragischeren Wendung bedeutet das deshalb, da Zerbin – ganz seinem zu Beginn formulierten Autonomiewillen gemäß – das Unglück nicht den zufälligen Umständen, sondern sich selbst und seiner Unwürdigkeit zuschreibt. So verzagt er, wie es heißt, an der „Möglichkeit geliebt zu werden“,²⁵ und verliert dabei zugleich endgültig seine intellektuellen Fähigkeiten, die ja seine ökonomische Grundlage bilden. Das wiederum hat zur Folge, dass seine Schüler ihn verlassen und er, nicht zuletzt, weil er zu stolz ist, den mittlerweile zahlungssäumigen Altheim zu mahnen, in Schulden gerät. Dazu kommt ein neuerlicher Liebesversuch, der nun nicht an der Eitelkeit einer nach Bestätigung lechzenden Frau, sondern an einer bloß ökonomisch motivierten Ehewilligkeit scheitert. Hortensie, die Tochter seines Wirtes, will abgezirkelte Schritte in die Ehe tun, Zerbin aber „wollte lieben. Er wollte Anheften, Anschließen eines Herzens an das

21 Ebd., S. 355/356. (Hervorh. J.L.)

22 Ebd., S. 357.

23 Ebd., S. 359.

24 Ebd., S. 363.

25 Ebd.

andere ohne ökonomische Absichten [...].²⁶ Und hier nun setzt der Erzähler den dritten Anfang auf dem Weg zum Sündenfall, sozusagen als den Anfang vom Ende: „Er musste etwas lieben – Hier fing das Schreckliche seiner Geschichte an.“²⁷ Nachdem jene anderen Begierden, von denen schon ganz zu Anfang die Rede war, auf der Suche nach einer körperlichen und zugleich seelischen Verbindung zweimal durch in unterschiedlicher Weise kalte Frauen frustriert wurden, bleibt nur noch, aber um so gebieterischer, die körperliche Seite des Wunsches zu lieben übrig.

Hier tritt nun die dritte Frau auf den Plan, Zerbins Aufwärterin Marie. Aufgrund seines Stolzes hatte Zerbin sich am Ende nur noch getraut bei ihr, also nach sozial unten, Geld zu leihen. Marie aber, weil sie Zerbin liebt, tut so, als könne sie sich daran gar nicht erinnern und bietet zugleich neuen Kredit an. Aus dieser Situation der Schuldvergebung heraus kommt es dann zum sexuellen Sündenfall, der in Parallele zum Fall von „unsern ersten Eltern“,²⁸ wie es im Text heißt, Zerbin die Augen öffnet. Der durch den Fall „vernünftig“²⁹ gewordene Zerbin tauscht nun seine strenge Moralvorstellungen und seine leistungszerstörende Liebesqual gegen wiederholten Sex mit Marie ein und bekehrt sich zu einer libertären Philosophie, gemäß der Sex und Ehe zu trennen sind. Statt über Mathematik hält er nun Vorlesungen über Moral und Naturrecht, die ihm, wie es im satirischen Duktus des Erzählers heißt, „ungemein gut von der Lunge“³⁰ gehen und vorübergehend seine Finanzprobleme beheben. Zu dieser postlapsarischen Bekehrung gehört dann auch, dass an die Stelle seines tugendstolzen Wunsches, als Wohltäter von sich reden zu machen, nun der Ehrgeiz tritt, seine soziale Stellung nicht durch eine Missheirat mit der Aufwärterin zu verlieren und seine Ehre und seine Universitätsstellung nicht zu gefährden; bei der hierfür nötigen Verheimlichung der Schwangerschaft soll nun ausgerechnet der Vater helfen, dessen Unmoral in den durch den Sündenfall geöffneten Augen Zerbins nun kein Problem mehr ist. Mit dem völligen Scheitern seines hochfahrenden Anfangsplanes bei immer gleichbleibenden Antriebskräften von Stolz und Begehrten kann dann die Tragödie ihren Lauf nehmen. Die Verheimlichung der Schwangerschaft wird als Kindsmord gewertet und Marie hingerichtet. Zerbin, den Marie nicht zu bewegen war, als Vater des Kindes anzugeben, bringt sich aus Reue und Verzweiflung um.

Das, was hier als Fall in die Augen fällt, die Hinrichtung Maries als Kindsmörderin und der Selbstmord Zerbins, der sich vom Wall stürzt und so ganz buchstäblich fällt³¹, hat so eine gestufte, gleichsam kaskadenartig erzählte Vorgeschichte, die mit den drei Anfangshypothesen verknüpft ist.

26 Ebd., S. 366/367.

27 Ebd., S. 367.

28 Ebd., S. 369.

29 Ebd.

30 Ebd., 371.

31 Vgl. hierzu Nicolas Pethes: „Sie verstummten – sie gleiteten – sie fielen‘. Epistemologie, Moral und Topik des ‚Falls‘ in Jakob Michael Reinhold Lenz’ *Zerbin*“, in: *Zeitschrift für Germanistik*, Schwerpunkt: Fallgeschichten. Von der Dokumentation zur Fiktion, Neue Folge 2 (2009), S. 330-345.

Die Frage nach dem Anfang changiert dabei zwischen der Frage nach der Ursache und der Frage nach dem zeitlichen Einsatzpunkt des Falls. Die Anfangsbehauptungen verweisen einerseits auf erklärende Ursachen, wie etwa Zerbins charakterlich disponiertes Streben nach Tugendautonomie und Ruhm. Andererseits aber verweisen sie auf Zeitpunkte in der Abfolge der Geschichte, wenn Sätze mit „Itzt“ und „Hier“ verwendet werden. Diese liefern dann nicht eine argumentative, sondern eine implizite, narrative Erklärung, insofern das bis dahin Erzählte als irgendwie im Erleben Zerbins gespeichert erscheint und als so Gespeichertes ab „hier“ bzw. ab „jetzt“ weiterwirkt. Das Vorherige ist dann gleichsam die Vorgeschichte des Folgenden, wenn auch die kausale Verbindung nicht expliziert, sondern durch die narrative Struktur hypostasiert wird. In dieser narrativ hypostasierten Erklärung des Späteren aus dem Früheren besteht die narrative Funktion der Vorgeschichte.

In Lenz' Text verweisen diese Anfänge aber zugleich auf eine weitere, viel weiter zurückliegende Vorgeschichte, die zugleich innerhalb wie außerhalb des Erzählgeschehens liegt, nämlich auf jenen Sündenfall unserer „ersten Eltern“ als die Vorgeschichte aller menschlichen *Fälle* und aller Fallgeschichten. Alle Anfangs- und Erklärungshypothesen in Lenz' Erzählung, der stolze Autonomiewunsch als Wendung gegen die Unmoral des Vaters und der Liebes- bzw. Sexwunsch bei anhaltendem „Stolz“ bzw. „Hochmut“, verweisen auf die Konkupiszenz, die als Neigung zur Sünde in christlicher Tradition die Folge des Sündenfalls ist.³² So verfolgt der Text bei der Suche nach dem Anfang des Falls Zerbins Geschichte von den sinnlichen Begierden und den negativen Erfahrungen mit Frauen bis zurück zur Unmoral des Vaters, gegen den der moralische Zerbin sich mit seinem hochmütigen Projekt der Wiedergutmachung wendet. Darüber hinaus aber führt die Frage nach dem Anfang über die realen Eltern hinaus zur außerhalb der Geschichte liegenden Vorgeschichte der „ersten Eltern“, deren Sünde – unsichtbar, aber wirksam – als jene vererbte Konkupiszenz weiterwirkt, die Zerbin zur Tugend wie auch zur Ich-Sucht, zur Ehrsucht und zur Sinnlichkeit antreibt. Die Fallgeschichte ist Folge der Vorgeschichte.

III. Die Logik der Vorgeschichte

Die Vorgeschichte lässt sich von der eigentlichen Geschichte unterscheiden, insofern sie selbst zwar nicht unmittelbar zur Geschichte gehört, aber die Geschichte dennoch nur durch die Vorgeschichte verständlich wird. So gehört die Vorgeschichte einerseits zur Geschichte dazu, als *ihre* Vorgeschichte, andererseits bleibt sie als *bloße* Vorgeschichte begrifflich von der eigentlichen Geschichte, der Hauptgeschichte, ausgeschlossen. Zwischen Geschichte und Vorgeschichte herrscht somit

32 Zur Auseinandersetzung Lenz' mit der Konkupiszenz siehe seine *Philosophischen Vorlesungen*. Vgl. hierzu Heinrich Bosse/Johannes F. Lehmann: „Sublimierung bei J.M.R. Lenz“, in: Christian Begemann/David Wellbery (Hg.): *Kunst – Zeugung – Geburt. Theorien und Metaphern ästhetischer Produktion in der Neuzeit*, Freiburg i. Br. 2001, S. 177-203.

Diskontinuität und Kontinuität gleichermaßen. So ist eine als Vorgeschichte zu fassende Vergangenheit in der Geschichte einerseits untergründig präsent und wirksam, aber andererseits doch auch zugleich nicht präsent, nämlich als Vorgeschichte (und Wirkungsfaktor) nicht unmittelbar wahrnehmbar. Vorgeschichte und Geschichte sind so in der Regel durch eine nicht-offensichtliche Kausalität miteinander verbunden. Was als Fall sichtbar wird, liegt womöglich in der Vorgeschichte verborgen, und so ist bereits die Bereitschaft, überhaupt über den Fall hinaus, im Hinblick auf seinen Anfang zu erzählen, auf die Frage nach der nicht-offensichtlichen Kausalität bezogen. Rudolf Virchow formuliert das Mitte des 19. Jahrhunderts im Hinblick auf Fälle des Wahnsinns so: „Ich wiederhole hier, man darf nicht die erste Aeusserung mit dem wirklichen Anfang verwechseln; wir wissen aus hundertfältigen Erfahrungen, dass Geisteskranke ihren Wahnsinn auch vor geübten Augen lange Zeit verbergen können.“³³ So geben sich die Fallgeschichten als archäologische Menschenforschungsschreibweise, die mit besonders akribischer Beobachtungsaufmerksamkeit auf die kleinen Dinge achtet, aus denen sich das Spätere entwickelt.

Mit dem Begriff der Vorgeschichte, wie er Ende des 18. Jahrhundert im Hinblick auf die Menschheitsgeschichte auch begriffsgeschichtlich fassbar wird, etwa bei August Ludwig von Schröder, Johann Gottfried Herder und später bei Friedrich Wilhelm Schelling, und wie er dann im 19. Jahrhundert zum Namen jener historischen Disziplin wird, die sich mit den nicht-schriftlichen Anfängen der Menschheit beschäftigt, ist eine Unterscheidung eingeführt, die Kausalität und Wissen im Hinblick auf die Erzählung eines Wirkungszusammenhangs neu korreliert.

Es ist der Aufklärer, Historiker und Publizist August Ludwig von Schröder, der 1772 zum ersten Mal den Begriff ‚Vorgeschichte‘ verwendet, und zwar negativ, im Gestus der Ausschließung. Schröder führt dabei die mangelnden schriftlichen Quellen der Vorgeschichte ins Feld, „um diese ganze Geschichte vom Anfang der Welt bis auf den Anfang Roms oder vielmehr die ärmlichen Überreste derselben, von der übrigen Weltgeschichte gänzlich zu trennen, sie *Vorgeschichte* zu nennen.“³⁴ Die Unzugänglichkeit der schriftlosen Vorgeschichte und die Unmöglichkeit darzulegen, wie ihre Ereignisse (von denen wir nichts wissen) auf die Weltgeschichte

33 Rudolf Virchow: *Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie*, hg. von R. Virchow und B. Reinhardt, Band 2, Berlin 1849, S. 126.

34 August Ludwig Schröder: *Vorstellung seiner Universal-Historie* [1772/1773], Nachdruck, neu hg. und eingeleitet v. Horst Walter Blanke, Waltrop 1997, S. 67. (Hervorh. im Text). Verworfen werden auch alle Mythen und Sagen als Quellen für die Geschichte. Schröder geht es um eine durch „Kritik und Menschenverstand sorgfältig“ gesäuberte Geschichte, die die Lücken der Überlieferung nicht „durch Hypothesen und Visionen“ ausfüllt: „Das ganz *Ungewisse* würdigt sie nicht einmal, in ihre Register einzutragen, noch weniger das erweislich *Fabelhafte*.“ Alle Belege: ebd., S. 41f. (Hervorh. im Text). Vgl. zum Folgenden auch Johannes F. Lehmann: „Geschichte und Vorgeschichte. Zur historischen und systematischen Dimension einer Unterscheidung“, in: Johannes F. Lehmann/Roland Borgards/Maximilian Bergengruen (Hg.): *Die biologische Vorgeschichte des Menschen. Zu einem Schnittpunkt von Erzählordnung und Wissensformation*, Freiburg i.Br. 2012, S. 23-47.

Einfluss genommen haben, bedingen die Exklusion und mit ihr die begriffliche Konturierung der Vorgeschichte aus dem Begriff der Universalhistorie Schrözers:

Die Geschichte überhaupt fängt nicht mit der erschaffnen, sondern mit der beschriebenen Welt, oder mit der Verzeichnung der Begebenheiten, an; so wie nicht die Zeit, sondern die Bemerkung der Zeit, der Anfang der Chronologie ist. Zwar giebt es eine Geschichte vor den Geschichtschreibern, vor der Schreibkunst, so gar vor der Zeitrechnung: allein diese ganze Geschichte ist, wenigstens im Verhältnisse zur Universalhistorie, nur Fragment und Reliquie, nur Finsterniß und Ungewißheit.³⁵

Schrözer verwirft die Vorgeschichte, da er die Wirkung einer früheren Zeit auf eine spätere nur nachrichtentechnisch denken kann, als die Weitergabe von Information: „Die Armut der Nachrichten zwang mich [...], die Vorgeschichte von der Universalhistorie abzuschneiden.“³⁶

Bei Herder und vor allem bei dem französischen Historiker Nicolas Antoine Boulanger dagegen wird die Argumentation genau umgekehrt: Gerade weil die Weitergabe des Wissens aufgrund fehlender Schriftlichkeit unmöglich ist, ist die Wirkung und der Einfluss des Vorgeschichtlichen auf die Geschichte so stark und so unhintergehbar. Das formuliert Boulanger explizit in seinem Buch „Das durch seine Gebräuche aufgedeckte Alterthum“ (1766/dt. 1767). Die erdgeschichtliche Revolution der Sintflut, von der es sichere Spuren, aber keine schriftlichen Nachrichten gibt, hat gerade, weil es über sie kein überliefertes Wissen gibt, einen besonders starken Einfluss auf die Menschheit gehabt, nämlich als traumatische Erfahrung. Diese wird festgehalten und zugleich verstellt in Mythen und Gebräuchen, die jenes Trauma weiterreichen, gerade weil man nicht von ihm weiß:

Wir zittern noch jetzt über die Folgen der Sündfluth, und, ohne daß wirs wissen, prägen unsere Unterweisungen uns die Schrecken und apokalyptischen Ideen unserer ersten Väter ein: die Furcht pflanzt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort, und die Erfahrung der Jahrhunderte kann sie zwar schwächen, niemals aber ganz ausrotten: die Kinder werden das immerhin befürchten, was ihren Vätern Furcht gemacht hat.³⁷

Sigmund Freud hat fast 200 Jahre später in seinem Text „Der Mann Moses“ exakt denselben Gedanken formuliert, der in gewisser Weise den Grundgedanken psychoanalytischen Denkens und zugleich eine mächtige Spielart der psychologischen Novellistik und Dramatik des 19. Jahrhunderts formuliert, nämlich den Gedanken von der Macht der Vorgeschichte jenseits nachrichtlicher Mitteilung.

35 Ebd., S. 61. Das, was Schrözer aus diesem Grund ‚Vorgeschichte‘ nennt, kann er auch zeitlich genau beziffern, es sind die 1600 Jahre von der Schöpfung bis zur Sintflut und weitere 1600 Jahre von der Sintflut bis zur Erbauung Roms. Vgl. ebd., S. 67.

36 Ebd., S. 79f.

37 Nicolas Antoine Boulanger: *Das durch seine Gebräuche aufgedeckte Alterthum. Oder kritische Untersuchungen der vornehmsten Meynungen, Ceremonien und Einrichtungen der verschiedenen Völker des Erdbodens in Religions- und bürgerlichen Sachen*, übers., mit Anmerkungen versehen von Johann Carl Dähnert, Greifswald 1767 (zuerst frz. Amsterdam 1766), S. 565f.

Eine Tradition, die nur auf Mitteilung gegründet wäre, könnte nicht den Zwangsscharakter erzeugen, der den religiösen Phänomenen zukommt. Sie würde angehört, beurteilt, eventuell abgewiesen werden wie jede andere Nachricht von außen, erreichte nie das Privileg der Befreiung vom Zwang des logischen Denkens. Sie muß erst das Schicksal der Verdrängung, den Zustand des Verweilens im Unbewußten durchgemacht haben, ehe sie bei ihrer Wiederkehr so mächtige Wirkungen entfalten.³⁸

Die Tradition bzw. die Vorgeschichte bildet ein nichtsprachliches Medium der Weitergabe, das gerade deshalb so mächtige Wirkungen entfaltet, *weil* der Übertragungsweg nicht über Nachrichten läuft. Die Vorgeschichte wirkt in der Gegenwart, gerade weil sie im Bewusstsein nicht repräsentierbar ist und sich daher als Wiederholungzwang und Wiederkehr des Gleichen auswirken kann. Das Nicht-Wissen um das Medium der Weitergabe wird hier selbst zum Medium der Weitergabe erklärt, so dass der Zusammenhang zwischen Vorgeschichte und Geschichte letztlich nur narrativ, nämlich in der Figur der Wiederholung plausibilisiert werden kann.

Auch das Wissen um diese Form der Weitergabe, für die das Nicht-Wissen und das Non-Verbale, das Schweigen und das Verdrängte konstitutiv sind, ist eine Form des Wissens, das in der Psychologie heute unter dem Schlagwort der „transgenerationalen Weitergabe von Traumata“ firmiert. Auch hier ist es so, dass die Tatsache bzw. die narrativ erzeugbare Evidenz solcher transgenerationalen Traumawertergaben sehr viel sicherer ist, als das Wissen um den genauen Prozess oder Mechanismus dieser Weitergabe selbst. So ist bis heute unklar, ob auch Veränderungen des Erbgutes durch Traumatisierungen bei der transgenerationalen Weitergabe eine Rolle spielen. Gerade weil nicht klar ist, wie genau die Vorgeschichte über große Zeitstrecken ihren *impact* auf die Geschichte bzw. die Gegenwart entfaltet, können hier verschiedene Hypothesen über verschiedene Wirkmechanismen eingesetzt werden. Man kann, soweit ich sehe, insgesamt vier Transportmedien unterscheiden, die ein „Wissen“ bereitstellen für die Erklärung der Wirkung der Vorgeschichte auf Geschichte und Gegenwart:

1. Magische Medien, wie zum Beispiel eine menschliche oder göttliche Verfluchung, die Rache eines Gespensts oder ein wiederkehrender Spuk. Hierher gehört auch die Erbsünde, die einerseits göttlicher Fluch ist und andererseits die Weitergabe des Fluchs als fleischliche Vererbung denkt.
2. Kulturelle Medien, wie Legenden, Mythen, Riten oder Gebräuche, in denen Erfahrungen weiter tradiert werden.
3. Biologische Medien, d.h. die Weitergabe von Eigenschaften und Erfahrungen durch Vererbung und das Wissen um die Mechanismen der Evolution.
4. Psychologische Medien, wie zum Beispiel Traumatisierungen oder Erinnerungen bzw. Mechanismen der Verdrängung etc.

38 Sigmund Freud: „Der Mann Moses und die monotheistische Religion: Drei Abhandlungen“ [1937/1939], in: ders.: *Studienausgabe*, hg. von Alexander Mitscherlich u.a., Band IX: *Fragen der Gesellschaft, Ursprünge der Religion*, Frankfurt/M 1974, S. 455-581, hier S. 548.

Aus der Tatsache, dass alle vier Medien bezüglich ihres Wissens um die Wirkmechanismen selbst mit dezidiert unsicherem Wissen arbeiten, ergibt sich eine Zirkularität zwischen Erzählen und Wissen: Zum einen ist das Wissen, auf das die Erzählung der Vorgeschichte rekurriert (das Wissen um die Götter bzw. die Erbsünde, das kulturelle Wissen um die Archive, das Vererbungswissen oder das psychologische Wissen, etc.), Element der Narration bzw. liefert es die Basis der narrativen Verknüpfung. Hier stiftet das Wissen die Narration, indem es, zum Beispiel das Wissen um Vererbbarkeit, jeweils eine Funktionsstelle in der narrativen Verknüpfung besetzt. Zum andern ist das Wissen von der Verknüpfung zwischen Vor und Danach der performative Effekt der Erzählung selbst. Wenn man etwas als die Vorgeschichte von etwas erzählt, hypostasiert man einen kausalen Zusammenhang, der auch ohne explizites Wissen über sein Zustandekommen funktioniert. Dann stiftet die Erzählung selbst das Wissen oder zumindest die Funktionsstelle, in die das Wissen einspringt oder die das Nicht-Wissen verdeckt.

Einerseits stehen diese Medien nebeneinander, sind also alternativ verfügbar, andererseits sind sie exakt an der Stelle des unsicheren Wissens ineinander übersetzbare. Die Konkurrenz verschiedener Transportmedien sowie das unsichere Wissen der Übertragung kann so selbst zum Thema der Literatur werden. Dazu abschließend zwei kurze Beispiele:

In Hoffmanns *Fräulein von Scuderi* geht es um die Fallgeschichte des begnadeten Künstlers und Juweliers Cardillac, der zwanghaft seine Kunden ermordet. Dessen Fall wird in der Erzählung bis zur Frage nach dem Anfang bzw. der Ursache dieser Serienmorde in der Psyche des Mörders verfolgt. Erzählt wird dabei die Geschichte einer pränatalen Traumatisierung, in der, wie beim Sündenfall, ein Akt des verbotenen Begehrens im Zentrum steht und bei der Hoffmann auf das zu seiner Zeit noch lebendige, magische Wissen der Wirkung bestimmter Erlebnisse der Schwangeren auf den Fötus rekurriert, auf die sogenannte Muttermals- bzw. Versehentheorie der Frühen Neuzeit. So wird die künstlerische Obsession für Juwelen und die zwanghafte Mordlust an den Käufern der Juwelen damit erklärt, dass die Mutter in der Schwangerschaft aus metonymisch verschobenem Begehrten einen mit einer blitzenden Juwelenkette behängten Spanier umarmt hatte, der dann aber während dieser Umarmung stirbt und noch als Toter die Mutter umklammert hält. Maximilian Bergengruen hat gezeigt, dass Hoffmann hier mit der Konkurrenz verschiedener Theorien pränataler Traumatisierung spielt, mit der älteren frühneuzeitlichen Versehentheorie, die aber eigentlich nur zur Erklärung körperlicher Missbildung eingesetzt wurde, einerseits und der zu seiner Zeit aktuellen Vererbungstheorie Erasmus Darwins, der behauptete, dass „Gewohnheiten der Aeltern im Handeln und Empfinden dem neuen Embryo zur Zeit seiner Bildung mitgetheilt würden und dass sie dann *die Seele* in das künftige Leben begleiteten.“³⁹

³⁹ Zit. n. Maximilian Bergengruen: „Das monströse Erbe (der Literatur). Ehebrecher, Verbrecher und Liebende in E.T.A. Hoffmanns *Das Fräulein von Scuderi*“, in: Roland Borgards/Christiane Holm/Günter Oesterle (Hg.): *Monster. Zur ästhetischen Verfassung eines Grenzbewohners*, Würzburg 2009, S. 219–238, hier S. 225.

Darüber hinaus ist auffällig, dass die Erzählung dieser Geschichte und dieser Theorie nicht als auktoriales Wissen des Erzählers präsentiert wird, sondern von Olivier, dem Mitarbeiter Cardillacs, erzählt wird. Olivier erzählt dem Fräulein von Scuderi, dass Cardillac ihm erzählt habe, dass man ihm, Cardillac, diese Geschichte über seine Mutter erzählt habe. Die Geschichte der pränatalen Prägung ist so dreifach – als Erzählung der Erzählung der Erzählung – vermittelt, so dass fraglich erscheint, ob nicht die Tatsache der Erzählung selbst jene Wirkung ausübt, von der sie berichtet.⁴⁰ Dass das bloße Weitererzählen selbst schon gefährlich, ja verderblich sein kann, zeigt der Text darin, dass Olivier, der selbst als der Juwelenmörder verdächtigt wird, lieber sterben will, als seiner Geliebten Madelon, der Tochter Cardillacs, die Geschichte ihres Vaters zu erzählen, damit nicht „das ganze Elend der Vergangenheit, ihres ganzen Seins, noch jetzt tödend auf sie einbreche“.⁴¹ Die Vorgeschichte und die Geschichte ihres Vaters zu erfahren, würde zudem, so heißt es, „die Unschuld und die Tugend [Madelons] selbst verderben.“⁴²

In Theodor Storms später Novelle *John Riew* (1885) geht es ebenfalls um die Vorgeschichte und die Schuld des Vaters – und auch hier ist die Konkurrenz zweier Transportmedien selbst das Thema. Anna, die Tochter eines Kapitäns, lässt sich auf einem Ball von einem Baron durch Alkohol verführen, wird von ihm geschwängert und dann natürlich verlassen. Die sich in Schande sehende Anna stürzt sich nach der Geburt ihres Kindes von der Brücke in den Tod, just an der Stelle, an der auch ihr Vater tödlich verunglückte. Die Vorgeschichte dieses – in doppeltem Sinne – *Falls* verteilt die Schuld auf zwei Väter und zwei konkurrierende Vorgeschichten. Der früh gestorbene leibliche Vater war nämlich Alkoholiker, und dies ist die eine Möglichkeit, den Fall aus der Vorgeschichte mittels Vererbungswissen zu erklären: „Alles“, so sagt der Binnenerzähler John Riew nach der Lektüre einer Zeitung, „ist vererblich jetzt: Gesundheit und Krankheit, Tugend und Laster; und wenn einer der Sohn eines alten Diebes ist und stiehlt nun selber, so soll er dafür nur halb so lang ins Loch als andere ehrliche Spitzbuben, die es aber nicht von Vaterswegen sind!“⁴³ Und der Doktor stimmt dem zu: „den mitschuldigen Vorfahren müßte gerechterweise doch wenigstens ein Teil der Schuld zugerechnet werden [...] Wissen Sie nicht, daß selten ein Trinker entsteht, ohne daß die Väter auch dazu gehörten? Diese Neigung ist vor allem erblich.“⁴⁴

Doch dieser Erklärungshypothese qua Vererbung steht eine zweite Hypothese gegenüber, eine psychologische Hypothese falscher Erziehung. Der Ziehvater nämlich, der Anna nach dem Tod ihres Alkoholikervaters zu sich nahm, der erzäh-

40 Ebd., S. 236.

41 E.T.A. Hofmann: *Das Fräulein von Scuderi*, in: Ders.: *Sämtliche Werke in sechs Bänden*, hg. v. Wulf Segebrecht und Hartmut Steinecke unter Mitarbeit von Gerhard Allroggen, Band 4: Die Seraphionsbrüder, hg. v. Wulf Segebrecht unter Mitarbeit von Ursula Segebrecht, Frankfurt/M. 1993, S. 780-853, hier S. 839.

42 Ebd., S. 841.

43 Theodor Storm: *Sämtliche Werke in vier Bänden*, hg. v. Karl Ernst Laage und Dieter Lohmeier, Band 3: Novellen 1881-1888, hg. v. Karl Ernst Laage, Darmstadt 1998, S. 331-388, hier S. 376.

44 Ebd., S. 377.

lende John Riew, hält sich selbst für schuldig am Fall der Ziehtochter, da er sie, in metonymischer Verschiebung seines sexuellen Begehrens zum Trinken von Alkohol genötigt und gewöhnt hatte. Und in der Nacht, in der sie vom Baron verführt wurde, war sie, wie der Doktor Riew erzählt, „sinnlos betrunken“.⁴⁵

Um diesen Fehler wieder gutzumachen und Anna zu retten, beschließt Riew, sie unter Verzicht auf sexuellen Vollzug und zur Wiederherstellung ihrer Reputation zu ehelichen und ihren Sohn als seinen Erben einzusetzen. Vor allem aber sorgt er dafür, dass Anna von der Vorgeschichte ihres alkoholkranken Vaters nichts erfährt. Das erscheint aber hier, anders als bei E.T.A. Hoffmann, als ein zentraler Fehler. Er führt dazu, dass Anna sich die volle Schuld für ihre Sünde und das uneheliche Kind selbst zuschreibt und ihren Vater als einen guten und mitleidigen Vater idealisiert, der so zum Ziel ihrer Todessehnsüchte wird: Sie folgt ihm in den Tod.

Für die fatale Macht der Vorgeschichte spielt hier das Nicht-Erzählen eine zentrale Rolle. So erscheint schließlich in der Literatur noch ein fünftes Transportmedium für Vorgeschichten, ein Meta-Transportmedium nämlich, das erlaubt, über die Mechanismen und Konsequenzen des Erzählens von Vorgeschichten selbst nachzudenken.

45 Ebd.